

Zeitschrift: Badener Neujaarsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 36 (1961)

Artikel: Die Problematik der Kulturpflege in der modernen Zeit
Autor: Geissberger, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-322750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Problematik der Kulturpflege in der modernen Zeit

Selbstredend pflegt – in Abwandlung eines berüchtigten Zitates – der Intellektuelle beim Wort «Kulturpflege» den Revolver zu entsichern, die Bürger verschiedenster Provenienz von oben herab anzuvisieren und den eidgenössischen Holzboden als Zielscheibe zu benutzen. Verführerisch lockt die Versuchung, den zornigen jungen Mann zu mimen. Dieser Reflex wird durch das bieder-männische und wenig sensible Gepräge gefördert, welches im künstlerischen Ausdruck unseres Volkes sichtbar zu werden scheint. Das was gemeinhin als das «Volkstümliche» bezeichnet wird, sei es nun ein Heimetobe mit Trachtenchörli oder Beromünsters allsonntägliches Handörgelkonzert, bietet einen schockierend musealen Anblick und tönt falsch.

Wenn wir bei der Definition davon ausgehen, daß die Kultur den Inbegriff der geistigen Werte darstelle, die eine bestimmte Zeitepoche charakterisieren, dann offenbart sich gerade in einem Lande wie der Schweiz, das die durch die industrielle Revolution hervorgerufenen Erschütterungen seines Volkstums hinnehmen mußte, die Problematik der Kulturpflege. Der «Pfleger» läuft Gefahr, ob der Pflege einer Mumie vom Lebensstrom überspült zu werden, er wird zum Konservator und ungewollt zum Verfälscher. Gerade die Patrioten, die, der Heimat zutiefst verpflichtet, an die Bildungsfähigkeit des «Mannes von der Straße» glauben und die Kunst in die Menge tragen möchten, gerade die vom demokratischen Ethos geprägten Schweizer haben den Untergang des Volkes der Hirten mit seiner bäuerlichen Seele und seiner zünftlerischen kleinstädtischen Idylle am Rande der dominierenden Alpen geistig nicht verarbeiten können. Uli der Knecht aber ist Dreher in der Fabrik geworden, die Sirene sein Herdengeläut, der Funkenwurf des Schweißbrenners sein Alpenglühn. Und wo flattert das Fähnlein der sieben Aufrechten? Der junge Mann strebt nicht mehr nach dem Lorbeer des Schützenfestes. Mit etwas schmälere Lippen als seine Väter, mit nervöseren und geschmeidigeren Gesten und überlegenem Kalkül fördert er seine Karriere: Nicht die Schützenfestrede zählt, sondern die kluge Zwischenbemerkung im Rotary-Club.

Der Gebildete gerät bei einer Diskussion um Kulturbestrebungen in eine Grenzsituation hinein, auf die er je nach Temperament und Fortschrittsgläubigkeit verschieden reagiert: Pädagogischer Eifer oder Flucht in den Elfenbeinturm. Was ist im konkreten Falle zu tun, wenn der dramatische

Verein mit sicherlich echter Gefühlsbewegung die sicherlich falsche «Leiche im Moor» ausgräbt. Lohnt es sich, die Spieler auf ein literarisch wertvolleres Theaterstück aufmerksam zu machen, das ihnen wahrscheinlich schlechter gefallen würde und keinen im Zuschauerraum zu Tränen zu rühren vermöchte? Lassen wir da nicht klüger den Karren laufen wie er läuft, ziehen uns in den eigenen Zaubergarten zurück, wo Joyce, Ionesco und Ezra Pound als Wunderblumen blühen, von Grass und Henry Miller trefflich gedüngt. Das Bücherbrett im Rücken, die Häuserflucht der Stadt vor dem Fenster, da mag es uns gehen wie den Magiern auf Belsazars Schloß, «doch keiner verstand, zu deuten die Flammenschrift an der Wand»: Kulturpflege in der Schweiz? Wozu? Welchen Zweck bei der bescheidenen Intelligenzquote des Volkes und den weltenweiten kulturellen Verflechtungen?

Doch mitten im geistreichen Kulturgetriebe der Intellektuellen kann uns der scheinbar vergessene Klang eines alteidgenössischen Vermahnliedes wachrütteln:

«O usserwelte Eydgnößschafft
hab Gott vor ougen tag und nacht,
er het üch gän ein fryes land,
in dem ir alli notturfft hand.»

Und betroffen hören wir die Stimme unseres Volkes und suchen in einer verworrenen Seelenlandschaft den Weg zur alten Heimat. Doch der Pfad ist überwachsen, das stille Gelände am See nicht wiederzufinden und der Traum vom einfachen Leben ausgeträumt. «Die schöne Landschaft zu preisen, ist mit gutem Gewissen nicht mehr möglich» – so behauptet der Dichter Friedrich Dürrenmatt, der, mag er sich noch so sackgrob ausdrücken, doch ein feines Sensorium für unser skurriles Volk hat, dem der bäuerliche Seelengrund vom Albdruk des technischen Zeitalters verschüttet wurde. «Die Angst, die Sorge» – so fährt Dürrenmatt fort – «und vor allem der Zorn reißt einem Dichter in dieser Zeit den Mund auf.»

An diesem Punkte angelangt, ließe sich zum Trost des Lesers, und um dem Verfasser die Mühe des logischen Weiterdenkens zu ersparen, nach dem üblichen, tröstlichen «guteidgenössischen Kompromiß» Ausschau halten gemäß dem Motto des Hans Dampf in allen Gassen: «Das eine tun, das andere nicht lassen.» Einerseits in der intellektuellen Privatsphäre ein feines Empfinden für die geistigen Strömungen zu entwickeln versuchen, anderseits als «Volksmann» sich der Pflege der alten Bräuche widmen, das Niveau des Volkstheaters durch diskrete Vorschläge heben, Stipendien für junge Autoren ausrichten, Steuergelder für Schulhausschmuck von holder Mittelmäßigkeit

(damit er den Herren Gemeinderäten gefällt) anfordern. Doch ferne sei mir, hier zu repetieren, was im «Sektor Kulturpflege» an wegweisender Theorie von Adolf Guggenbühl, an kühnen Taten durch die Kulturstiftung Pro Argovia geleistet worden ist, ganz zu schweigen von der Weisheit des Grafenstädtchens Lenzburg, das einen sensiblen Künstler in den Rang eines städtisch bestellten Kulturpflegers erhob, der nun mit zurückgekrempelten Ärmeln kulturelle Hebammendienste zu leisten hat. Doch bei aller Wünschbarkeit und Richtigkeit der einzelnen kulturpflegerischen Bestrebungen vom Räbeliechtliumzug bis zum Kammermusikabend bei Kerzenschein liegt doch schon im Wort *Kultur-Pflege* das Sousentendu, die Kultur sei zwar krank, aber immerhin noch heilbar. Ist diese Prämisse richtig?

Ein Denkmal, ein historisches Bauwerk, ein alter Brauch läßt sich pflegen und hegen als formgewordener Ausdruck einer vergangenen Zeit, erkennbar, erhaltungswürdig. Das Gesicht des Kunstwerkes aber, das in unserer Zeit geschaffen wird, beißt uns Zeitgenossen häufig verhüllt. Der Geist wallt auf und ab, schafft am sausenden Webstuhl der Zeit und wirkt der Gottheit lebendiges Kleid. Ob uns aber die Gottheit ihre Schönheit offenbarte? Das Volk jedenfalls schaut zurück wie Lots Weib auf die untergehende Stadt. Der Blick zurück aber führt zur Erstarrung. Auch ein Kulturpfleger, und wäre er ein Mann von den hohen Geistesgaben eines Heinrich Faust, könnte diesen Bann nicht lösen:

«Mit Instrumenten vollgefropft,
Urväter-Hausrat drein gestopft –
Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!»

Im Hintergrund aber meckert Mephistopheles:

«Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt.»

Das Experiment, die zeitgenössische Kunst dem Volke nahe bringen zu wollen, wird und *muß* fehlschlagen. Selbst wenn der kulturbeflissene Konzern uns auch noch den letzten Salatkopf in einen Kunstdruck Picassos einpacken wird oder ganze Heerscharen durch Kunstreisen zu den «schöpferischen Quellen des Abendlandes» von Sankt Pauli bis zur Akropolis verfrachtet werden, das Volk muß dem echten, aus dem Lebensgefühl unserer Zeit herausgewachsenen Kunstwerk skeptisch und ablehnend gegenüberstehen, und zwar – so paradox dies scheinen mag – gerade aus einem gesunden Instinkt heraus.

Das Kunstwerk ist die Leistung des Außerordentlichen, des Menschen, der die übliche Ordnung sprengt, die überlieferten Werte in Frage stellt. Das Zeitalter der Massengesellschaft westlicher und östlicher Prägung mit ihren normierenden Tendenzen zwingt den Begabten zu einer Art von «Selbstrealisierung». Das Horchen auf den Schlag des sehr persönlichen eigenen Herzens, das Deuten des abseitigen eigenen Traumes fördert den Hermetismus und die Kontaktlosigkeit des heutigen Kunstschaffens. Papst und Kaiser, die einst vom Künstler das Lob des dem ganzen Volke erkennbaren, gemeinsamen Gottes oder die Verherrlichung der Symbole der staatlichen Macht forderten, konnten damit in gewissem Sinne eine volkstümliche Kunst fördern. Heute führt das Diktat des Durchschnittsgeschmackes unweigerlich zum «werktätigen Realismus», dem die Verbannung der «Entarteten» auf dem Fuße folgen muß. Das persönliche Christusbild des Künstlers wird aus der Kirche gewiesen (Oberwil), das dem künstlerischen Empfinden unserer Zeit entsprechende Gotteshaus als «Seelenabschußrampe» dem allgemeinen Gespött preisgegeben (Effretikon).

Hinter dem zeitgemäßen Kunstwerk steht die Beunruhigung, der Zorn, die Angst. Wenn wir über den Philister lächeln, der das Außerordentliche eben als Unordentliches ablehnt, dann verkennen wir die innere Notwendigkeit seines «kleinbürgerlichen Sicherheitskomplexes». Noch ist der industrielle Schock, dieser Einbruch unstabiler, die Gewohnheiten und Konventionen zersetzender Kräfte nicht bewältigt. Die Schwierigkeiten des sinnvollen Aufbaus einer rationalistisch organisierten Gesellschaft, die Probleme der harmonischen Gestaltung des enger gewordenen Lebensraums bedrängen den Einsichtigen, und das größte Kunstwerk der Schweizer, ihr demokratischer föderalistischer Staat, steht auf wankenden Pfeilern. Das Volk sucht nach Maßstäben und Leitbildern, um seine Ideen zu ordnen, seinen freiheitlichen Lebensstil unter veränderten Verhältnissen zu bewahren. Hieße es da nicht einen gefährlichen Bazillus verbreiten, wenn wir die moderne Kunst, die Kunst der Beunruhigung und Erschütterung gleich Lebertran jenen einzuflößen versuchen, die kein Bedürfnis nach dieser Kunst haben können. Ganz abgesehen davon, daß die geistige Trägheit der Masse dem Experiment ohnehin enge Grenzen setzen würde.

Doch gerade das ob den veränderten äußerlichen Lebensbedingungen wenig entwickelte Gefühl für die echten Wertmaßstäbe öffnet einer Herdenvergiftung besonderer Art Tür und Tor: Der «Außensteuerung» der Menschen. Die Expansion des industriellen Produktionsapparates zwingt zum Aufbau allgemeingültiger sozialer Verhaltensmodelle. Die Massengüterproduktion braucht den neuen Menschentypus eines sozial konformen, angepaßten Ab-

nehmers ihrer Ware. Dabei wird durch die Reklame – und dies in der Schweiz mit ganz besonderem Erfolg – künstlich eine Atmosphäre des Neides und der Unzufriedenheit mit den bestehenden Lebensverhältnissen erzeugt, um den Konsumenten einreden zu können, daß Luxusartikel und technische Spielereien lebensnotwendige Dinge seien. Die Bedeutung des technischen Komfortes wird übersteigert, die Auflösung des «inneren Menschen» systematisch durch paradiesische Überfütterung provoziert.

Wenn eine Kulturpflege in unserer Zeit Sinn und Bedeutung haben soll, dann muß sie an diesem Punkt in konzentrierter Form einsetzen. Nicht als Klagelied auf die «gute alte Zeit», sondern als Haltung und Lehre, die zu einer klugen Beherrschung jener Kräfte führt, welche die Seele im technischen Zeitalter beeinflussen. Dabei hat jede Untersuchung von der positiven Tatsache auszugehen, daß es erstmals in der Geschichte unseres Volkes gelungen ist, die physische Not in unserm Land zu beseitigen. Diese Tat transzendiert weit über das Materielle. Denn das christliche Wort, demzufolge der Gewinn der irdischen Güter den Verlust der Seele nicht aufwiege, scheint uns nur bedingt richtig. Eine kulturelle Leistung ist doch erst möglich, wenn nicht alle Kräfte zur Bewältigung der baren Lebensnotdurft eingesetzt werden müssen. Daß der Dynamik in der Wirtschaft eine Stagnation im Geistigen gegenübersteht, ist primär nicht die Schuld der Wirtschaftskapitäne, sondern im Versagen der Intellektuellen begründet.

Eine optimistische Kulturpflege muß daran glauben, daß allen normierenden Tendenzen des technischen Zeitalters eine Gruppe zu widerstehen vermag, die kraft ihres Geistes und ihrer Bildung selbständig denken kann. Aufgabe dieser Elite ist es, Staat und Industrie soweit zu beeinflussen, daß ein lebenswürdiger und liebenswürdiger Rahmen bleibt, in dem der Künstler und der Denker, derjenige, der zum zeitlosen Lobe des Volkes die echten Kunstwerke zu vollbringen vermag, existieren kann.

Kulturpflege in diesem Sinne verstanden, entspringt einer gewissen Lebenshaltung, der weder die innere Heiterkeit des Herzens, noch das heilige Feuer und die unheilige Wut fehlen dürfen. Wut etwa, wenn in unserem Kanton bei allem unverbindlichen Freiheitsgeplauder bedenkenlos mehr als 50 Kinder in eine Schulstube gesteckt werden und unser Staat damit in einer gefährlichen Zeit der Heranbildung von Kollektiv-Geschöpfen Vorschub leistet.

Kulturpflege? Brauchen wir dazu die Unterstützung des Staates, der Finanzmagnaten? Gewiß, vordergründig sind selbstverständlich die Gesetze zu schaffen und die finanziellen Mittel großzügig bereitzustellen, die den geistig und künstlerisch tätigen Menschen vor der Verarmung und Verfemung schüt-

zen. Dabei ist allerdings differenziert und subtil vorzugehen, denn nichts hemmt den Künstler so sehr, wie der Chloroformgeruch des perfektionierten Wohlfahrtsstaates. Immerhin, eine freundliche Polizei, offene Lesesäle, Handbibliotheken, sind selbstverständliche und mit einfachen Mitteln zu schaffende Voraussetzungen, die das Leben des Außenseiters – und das ist der Künstler und der geistig eigenwillige Mensch *par définition* – erträglicher machen.

Doch die Entscheidung fällt in der Stille: Ist die Gruppe der eigentlichen Kulturpfleger, jener Menschen, die tapfer sind im Glauben an die Möglichkeiten der Freiheit und den Spiegel des Göttlichen in jedem Menschen erkennen, stark genug, um den normierenden Kräften entgegenzutreten und den durchorganisierten Apparat der modernen Unternehmung und des modernen Staates mit lebendigem Geist zu erfüllen? Vermögen wir die schöpferischen Kräfte in jedem bildungsfähigen Menschen zu wecken?

Dabei gilt es zu bedenken: Kultur darf nicht als Relikt neben der Zivilisation des Industriezeitalters konserviert werden, sie sollte in den ganzen Aufbau unseres Staates hineingerettet werden. Kulturpflege als Sonntagsbeschäftigung am Rande der eigentlichen Existenz ist keine Lösung. Doch hinter dieser Forderung steht primär nicht ein organisatorisches Problem, sondern die Haltung des einzelnen Individuums. Subjektiv gesehen hat Kultur, wer den Tatsachen gegenüber einen auswählenden und distanzierenden Instinkt behält, seinen Intellekt geschult hat, dabei aber empfindsam bleibt, Zwischentöne herauszuhören vermag, das Verletzliche schützt und die Berechtigung des Abseitigen anerkennt.

Werner Geissberger